



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat ein solcher Angeklagte nichts. Die betreffende Zeitung kauft sich irgend ein Subjekt, das als verantwortlicher Redakteur zeichnet und durch kein Vermögen an der Verübung von Verbrechen gehindert ist, und läßt durch diesen die Verleumdungen vertreten, die sie ohne eigne vermögensrechtliche Gefahr nicht unternehmen könnte.

Das ist die Genugthuung, die unser bestehendes Recht dem in seiner Ehre angegriffnen Manne gewährt. Nach monatelangem, vielleicht noch länger dauerndem Hinziehen seiner Klage eine unbedeutende Geldstrafe, im günstigsten Falle eine kleine Gefängnisstrafe des Angeklagten, während dieser selbst aus dem Prozesse wieder Kapital schlägt, den ganzen Hergang unter Anführung der ursprünglich und der im Laufe des Prozesses neu verübten Beleidigungen in seinem Blatte wiedergiebt und so ein neues Geschäft mit der ersten Verleumdung macht.

Sollen wir uns etwa wieder mit dem Spruche trösten, daß die Presse ja bekanntlich der Speer sei, der die Wunden heile, die er geschlagen hat? Es wird wohl wenige geben, die hierin einen genügenden Trost finden, wenn sie einmal selbst in die Lage gekommen sind, von diesem Speer getroffen zu werden. Erstens brauche ich gar nicht zu dulden, daß sich einer das Vergnügen macht, mit seinem Speer nach mir zu werfen, und sodann ist die ganze Behauptung ein Schwindel. Der Schaden, der durch eine Preßverleumdung angerichtet wird, kann überhaupt nicht wieder gut gemacht werden. Ein großer Teil der Leser erhält von einer Berichtigung oder einer Verurteilung gar keine Kenntnis; ein anderer Teil glaubt trotz dieser Kenntnis an die Wahrheit der verbreiteten Lügen.

So lange wir uns nicht entschließen, mit unsrer Preßgesetzgebung eine Änderung von Grund aus vorzunehmen, so lange wir nicht die notwendigen materiellen und prozessualischen Maßregeln ergreifen, um eine rasche und energische Justiz gegen den Mißbrauch der Presse zu ermöglichen und diese selbst im Falle der Widerseßlichkeit zu unterdrücken, so lange dürfen wir uns nicht wundern, wenn ein Ehrenmann endlich zur Selbsthilfe greift, um sich das Recht zu verschaffen, das ihm zu gewähren die bestehende Gesetzgebung nicht imstande ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein neuer Sachsenbischof. Vor wenigen Wochen bewegte sich durch die Straßen der altehrwürdigen sächsischen Metropole Hermannstadt ein unabsehbarer Trauerzug; von der glänzenden ordengeschmückten Uniform an bis zum schlichten

Bauernkleide konnte man alle Stände darin vertreten sehen, am meisten herrschte dabei das ernste Gewand des evangelischen Geistlichen vor. In aller Augen aber, selbst in denen der zugeströmten zuschauenden Menge, war tiefe Trauer zu lesen: das Sachsenvolk gab seinem großen Bischof D. G. D. Teutsch das letzte Ehrengeleite. Auf seine Gruft sehen die Bergriesen der siebenbürgischen Südkarpaten hernieder, jener Gebirgswall, der eine von Gottes Hand gesetzte Trennungsmauer zwischen westlicher Kultur und östlicher Barbarei ist, ein Bollwerk, das in dem Verstorbenen einen seiner Hauptverteidiger verloren hat.

Dieser Mann, imposant in seiner äußern Erscheinung, von umfassendem Wissen, gewaltiger Arbeitskraft, der über drei Jahrzehnte der geistige Führer des sächsischen Volkes gewesen ist, auch ehe er noch dessen höchste Ehrenstelle bekleidete, hat der Entwicklung unsers Volks ein Menschenalter hindurch den Stempel seines Geistes unverkennbar aufgedrückt. In historischer Schule gebildet und auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung für die heimische Wissenschaft epochemachend, hat er von diesem Standpunkte aus die Stellung seines Volks im magyarischen Staatengebilde betrachtet, von ihm aus die Entwicklung seiner Kirche geleitet, mit historischen Waffen die politische und kirchliche Stellung seines Volks verteidigt. Als sich daher die Gruft über dem großen Toten schloß, über ihm, der im Kampfe um nationale Güter unser Rückhalt gewesen war, der durch die Macht seiner Persönlichkeit und seiner Rednergabe manchen Riß in unserm Innern geheilt hatte, sodaß die Arbeit im Innern, der Streit nach außen uns einig fand, da ruhte ein dumpfer Druck über unserm in letzter Zeit so arg gefährdeten Völkchen. Hatte es doch noch die letzten Lebensstage Teutschs arg verbittert, daß die Sachsen als Konfession und Nation wieder schweren Stürmen entgegengehen, aus denen teils die katholische Kirche, teils der nationale Chauvinismus als Sieger hervorgehen wird, besonders der zweite, der nun unter dem Titel liberaler Reformen heranschleicht und unter dieser das Ausland und uns selbst täuschenden Hülle seine Hand nach unsrer Kirche und Schule ausstreckt, um unsre Muttersprache aus ihrer letzten Stellung zu verdrängen.

Dieselben Glocken, die am 2. Juli d. J. die Trauerkunde ins Land hinaus-trugen, daß der Bischofsstuhl der evangelischen Landeskirche in den siebenbürgischen Teilen Ungarns erledigt sei, luden am 21. September die Vertreter dieser Kirche ein, sich ein neues Oberhaupt zu erküren. In langem Zuge begab sich das Landes-konsistorium, sowie die Abgeordneten der einzelnen Kirchenbezirke aus dem ver-waisten bischöflichen Gebäude zur Kathedrale; der Ernst der schweren Verantwor-tung des Augenblicks lag feierlich über den Wählern und strahlte seinen ergreifenden Eindruck auf das zahlreich versammelte Publikum aus, das die Kirche erfüllte.

Nach einem erhebenden Gebete und einleitendem Gesang eröffnete der Landes-kirchenkurator H. Kästner die Sitzung und ließ die Vorschläge sämtlicher Pres-byterien verlesen, worauf die Liste aller Kandidaten zusammengestellt wurde. Nachdem diese — sie enthielt zwanzig Namen — zweimal verlesen worden war, trat jeder Abgeordnete vor den Altar, schrieb seinen Stimmzettel und legte ihn in eine eben-falls auf dem Altar stehende Urne. Die Auszählung wurde öffentlich vollzogen und ergab, daß von fünfundfünfzig Stimmen, die abgegeben worden waren, zwei-undfünfzig auf den bisherigen Stadtpfarrer von Hermannstadt, Superintendential-vikar Dr. Friedrich Müller gefallen waren. Der Neugewählte, mit brausenden Hochrufen empfangen, wurde sofort in sein Amt eingesetzt und geweiht, worauf er über die versammelte Gemeinde den Segen sprach.

Der neunundzwanzigste der evangelischen Bischöfe, die das Sachsenvolk seit

der Reformation gehabt hat, ist auch im Auslande nicht unbekannt. Als Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf den Gebieten der Geschichte und Völkerkunde verlieh ihm die Universität Marburg den Dokortitel, und der Gustav-Adolf-verein zählt ihn unter die Mitglieder seines Zentralvorstandes.

Dr. Friedrich Müller stammt aus einer altfächsischen Ratsherrenfamilie, die in dem Sachsensstädtchen Schäßburg wohnte, in demselben, das unserm Volke seit der Mitte dieses Jahrhunderts eine Reihe ausgezeichneten Männer, darunter drei Bischöfe gegeben hat. Geboren im Jahre 1828, zählt er gegenwärtig fünf- undsechzig Jahre, von denen er fünfundvierzig im Dienste der Schule und Kirche zugebracht hat. Nachdem er sein heimatliches Gymnasium durchgemacht hatte, ging er auf deutsche Universitäten, wo er theologische und philosophische Studien trieb. Nach Hause zurückgekehrt, wurde er an derselben Anstalt, die ihn erzogen hatte, angestellt und widmete anfangs als Lehrer, später als Rektor desselben Gymnasiums mehr als zwei Jahrzehnte lang seine ganze Kraft dem Schulwesen seiner Vaterstadt. Aus dem Lehramte trat er dann ins geistliche Amt über, indem er im Jahre 1869 Pfarrer einer Landgemeinde, Leischkirch, wurde. In dieser Stellung blieb er aber nur kurze Zeit, da ihn schon nach Verlauf von fünf Jahren die Hauptstadt der Sachsen, Hermannstadt, zu ihrem Stadtpfarrer wählte.

Fast ein halbes Jahrhundert hindurch ist Bischof Müller der Mitstreiter seines Vorgängers gewesen, in mehr als einem Amte war er sein unmittelbarer Nachfolger. Schon als Rektor, noch mehr in späterer Zeit, ist er Mitglied unsrer höchsten politischen und kirchlichen Korporationen gewesen und hat als solcher eine große Thätigkeit entwickelt, namentlich in dem letzten Jahrzehnte, wo er unser gesamtes höheres Schulwesen leitete, eine schwierige Aufgabe in der Zeit, wo die staatliche Gesetzgebung immer mehr ihren Einfluß auf konfessionelle Anstalten geltend machte. Verdankt ihm so die ganze evangelische Landeskirche die Neuordnung seiner höhern Schulanstalten, so ist es erklärlich, daß auch in seiner Pfarrgemeinde ein großer Teil seiner Thätigkeit der Schule galt. Doch lag das Hauptgewicht auf dem Gebiete der innern Mission. Ihm verdankt der allgemeine evangelische Frauenverein der Landeskirche seine Entstehung, sein Werk ist die Errichtung eines evangelischen Waisenhauses in Hermannstadt und die Gründung einer evangelischen Krankenpflegeanstalt, deren Pflegegeschwestern meist im Sophienhause zu Weimar ihre Ausbildung fanden.

Die außergewöhnliche geistige Kraft, die, verknüpft mit glänzender Rednergabe und großer Thatkraft, durch die Stimme unsers Volkes berufen wurde, die Leitung der gesamten Nation in die Hand zu nehmen, giebt uns die Gewähr, daß unsre Kirche und unser Volk auch in den schweren Zeiten, die für uns kommen werden, nicht ohne den Führer dastehen wird, dessen es bedarf. Unter der Leitung des Mannes, der mit dem verstorbenen Bischof Teutsch die verantwortungreiche Arbeit für das Wohl seines Volkes schon zu dessen Lebzeiten geteilt und nun dessen Erbe angetreten hat, sehen wir mutig der Zukunft entgegen.

Unsre Schiffsnamen. Weshalb nennt man S. M. Yacht „die Hohenzollern“ und nicht den Hohenzollern? fragt in einer der letzten Nummern ein Leser. Ich will versuchen, darauf eine Antwort zu geben.

Vorher muß ich bemerken, daß der Seemann, der deutsche sowohl wie der französische und der englische, das Schiff für ein weibliches Wesen hält. Natürlich; denn er hat sein Schiff lieb, und für gewöhnlich liebt der Seemann nur weibliche Wesen. Daher lehrt sich der deutsche Schiffer auch durchaus nicht an

die deutsche Grammatik, sondern sagt frank und frei die Schiff und die Boot, statt das Schiff und das Boot. Ebenso wenig fällt es dem Engländer ein, wenn er von seinem Schiffe spricht, es it zu nennen, er sagt she von seinem Schiff, und allgemein bekannt im Mittelmeere war lange Zeit die deutsche gedeckte Korvette la belle Frédéric Charles (unser Friedrich Karl).

Nun zu den Schiffen der deutschen Marine. Da können wir zunächst allen denen, die einen Stadt- oder Ländernamen tragen, wie Weißenburg, Sachsen, einen besondern Platz anweisen. Sie machen an und für sich keinen Anspruch auf einen Artikel, der Seemann hat aber einen Artikel für sein Schiff nötig und nennt daher diese Art Schiffe, bei seinem Gange zum ewig weiblichen, durchweg „die.“

Weiter: die kleinen Schiffe und Fahrzeuge bekommen durchweg ihren richtigen Geschlechtsnamen, man sagt also nicht „die Habicht,“ sondern „der Habicht.“

So bleiben schließlich nur noch die Schiffsnamen der großen Schiffe übrig, die entweder im allgemeinen eine Person bezeichnen, wie Kaiser, Kronprinz, oder die nach einer bestimmten Person benannt sind, wie Bismarck, Stein, Stosch. Bei diesen Schiffen herrscht nun im Gebrauche des Artikels eine scheinbare Unordnung, weil es z. B. ja allgemein heißt „der Kaiser,“ aber „die Bismarck.“ Doch ist diese Unordnung nur scheinbar; denn wir finden durchweg vor den Schiffen der erstgenannten Reihe, die nur im allgemeinen eine männliche Person bezeichnen, den männlichen Artikel. Es heißt stets „der Kaiser,“ „der Kronprinz.“ Aber auch unter den Schiffen der zweiten Reihe kann man Ordnung in den Artikel bringen. Die Schiffe nämlich, die ihren Namen nach verstorbenen Männern erhalten haben, führen den männlichen Artikel, die, wie Bismarck, ihren Taufpaten noch am Leben haben, sind weiblichen Geschlechts. Man kann das recht deutlich an Stein und Stosch merken. Das Schiff Stein hat immer der Stein geheißsen, und die Stosch, wie sie früher hieß, ist seit etwa zehn Jahren der Stosch geworden. Der frühere Chef der Admiralität fängt eben an vergessen zu werden.

Warum das so ist? Ja, das möchte ich auch wissen. Vielleicht um die Bismarck mit dem Bismarck, der ja, Gott sei Dank, noch lebt, nicht zu verwechseln und etwa despektirlich von ihm zu reden. Man wird doch nicht den Bismarck mit Sand und Steinen scheuern wollen (was er sich auch wohl kaum gefallen ließe), während die Bismarck eine derartige Reinigung oft recht nötig hat.

Diese Unterscheidung ist nun auch bei der Hohenzollern von Bedeutung. Ihr fällt im Marine Sprachgebrauch der weibliche Artikel so wie so zu. Zu welchen Nachrichten könnte es aber auch führen, wenn das Schiff der Hohenzollern hieße! Wenn es dann unter den telegraphischen Depeschen hieße: S. M. der Kaiser befindet sich auf dem Hohenzollern — so dächte doch jeder: aha, er ist in Süddeutschland! Wenn man dann weiter läse: Hochdieselben sind auf dem Hohenzollern in See gegangen, so würde man doch stutzig werden und sagen: Na na, ich traue ihm ja viel zu, aber auf dem Hohenzollern in See zu gehen, das scheint mir denn doch eine etwas schwere Riste zu sein. So etwas kann nicht vorkommen, wenn es heißt: „die Hohenzollern.“

Nachschrift der Redaktion. Wir sind dem Einsender für seine Belehrung sehr dankbar, aber daß sie uns sonderlich befriedigte, können wir nicht sagen. Die Einteilungsgründe, die der Verfasser vorbringt, scheinen uns ganz hinfällig zu sein. Es handelt sich weder um große und kleine Schiffe, noch um Orts- und Personennamen, noch um verstorbne und lebende Größen, sondern es handelt sich einzig um das, was man in der Sprachlehre Nomina appellativa und Nomina propria nennt. Den Appellativen, mögen sie nun Menschen, Tiere oder Sachen bezeichnen

(Kaiser, Habsicht, Bliß), wird in der Schiffersprache ihr Geschlecht gelassen. Sollen aber die Schiffe einen Personennamen bekommen, so verlangen sie einen weiblichen, weil der Schiffer sein Schiff für ein weibliches Wesen hält. Das haben frühere Zeiten sehr wohl beachtet; sie gaben eben den Schiffen Frauenamen, oder Länder- und Städtenamen in der latinisirten Form, wo sie alle weiblich sind (Borussia, Colonia). Im Deutschen aber sind eben alle Länder- und Städtenamen sächlich (das ehemalige Preußen, das alte, heilige Köln), und nun vollends berühmte Männer dadurch zu ehren, daß man sie als Weiber oder Jungfern behandelt, das geht doch gegen alles natürliche Sprachgefühl. Den Fehler begehen die, die wissen, daß die Schiffersprache weibliche Schiffsnamen verlangt, und doch die Schiffe mit Männernamen und Ortsnamen sächlichen Geschlechts taufen.



Litteratur

Wendel Döpler, Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Leipzig, Carl Jacobson, 1892

Mit der Schlacht ist die Entscheidungsschlacht gegen die Sozialdemokratie gemeint. Der Verfasser, der ungefähr auf dem Standpunkte der Grenzboten steht, warnt davor, es bis dahin kommen zu lassen. Auf's Militär, auf rohe Kraft solle man nicht bauen; „Gewalt ist ein störrischer heimtückischer Söldner, der oft den eignen Herrn erschlägt.“ Nur die Wiederherstellung des Mittelstandes könne helfen, und nur das Königtum sei stark genug, diesen wiederherzustellen. Unter den Parteien sei die konservative berufen, den Mittelstand zu vertreten; sie solle im guten Sinne demokratisch sein, im Gegensatz zu den Pöbel- und Mammonsparteien. Vorläufig sei sie das nicht, da ihr Agrariertum auch nur Mammonismus sei. Als Mittel zur Wiederherstellung des Mittelstandes schlägt der Verfasser Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe vor, die freilich nur dann würden Bestand haben können, wenn die Naturkräfte verstaatlicht würden. Dieses Mittel könnte in der That zum Ziele führen, vorausgesetzt, daß die Produktivgenossenschaften nicht von oben herab auf bürokratischem Wege gemacht werden, sondern aus dem Mittelstande auf natürlichem Wege herauswachsen, und daß der Staat nur helfend und regelnd eintritt. Mit der Aufforderung an Bismarck, diese Neugestaltung in die Hand zu nehmen, und einem Ruf an den Kaiser schließt die mit großer Wärme in blühender Poeten- und Prophetensprache geschriebene Broschüre.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig